

Wolf R. Dombrowsky

„ Wir sind erschüttert... “

Zur Verarbeitung des Nahegehenden in der Gesellschaft

Ohne Grund

Tagtäglich wird die Welt erschüttert; ganz real, aber mehr noch im übertragenen Sinne. Der Einsturz des World Trade Center war beides zugleich - bauliche und menschliche Erschütterung bis in die Grundfesten. Die größte seelische Erschütterung herrscht dort, wo der Sturz in Schutt und Asche die Weltbilder einbezieht. Ähnliches gilt für Erdbeben. Das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren, ist deswegen so unfassbar, weil sich der Verstand weigert, seiner grundlegenden Voraussetzung verlustig zu gehen: nämlich sicheren Grund zu haben. Ohne Grund und ohne Begründungen geraten wir buchstäblich außer uns, physisch wie psychisch.

„Grund“ meint in erster Linie den Boden, auf dem wir stehen, aber auch das darunter Liegende, den Untergrund, auf den man gründen kann. „Fundament“ verweist etymologisch sowohl auf eine künstliche Gründung durch Bohlen und Bretter, als auch auf das „Gründein“, das bis zum Boden eines Sees oder durch weiche Schichten hindurch (Moor, Sumpf) nach festem Grund sucht und damit nach „Begründung“. Sie taucht auch in unseren Weltbildern wieder auf. Auch sie sollen auf sicherer Grundlage ruhen, wohl begründet sein, damit wir die Welt,

ihre Dinge und uns selbst richtig erfassen, letztlich also handhaben können (fassen, anfassen). Ohne Grund und ohne Begründungen sind wir fassungslos, bekommen wir die Dinge (und uns selbst) nicht in den Griff.

Ordnung schaffen

Erschüttertsein hat vor allem sonst mit dem Verlust von Begründung zu tun. Der sinnlose Tod, die unschuldigen Opfer, die unmotivierte Tat. Je weniger Gründe sich finden lassen, desto unfassbarer wird das Geschehen, desto erschütterter sind wir. Deshalb erscheinen uns Kinderschänder besonders monströs und Amokläufe besonders unverständlich. Zugleich aber lockt der Stachel. Das Unfassbare benötigt der Begründung am dringlichsten, nicht um des Täters oder der Tat willen, schon gar nicht zu deren Rechtfertigung, sondern um unserer Gewissheit willen. Etwas nicht fassen zu können, bedeutet, es nicht handhaben zu können und damit hilflos zu sein und zu versinken in einem Meer ohne Grund. Die wahre Erschütterung erwächst der Angst, in einer unfassbaren, sinnlosen Welt zu sein.

Deshalb mühen wir uns fortwährend um Begründungen, ringen wir in einem fort um Fassung, versuchen wir



Etwas nicht fassen zu können, bedeutet, es nicht handhaben zu können und damit hilflos zu sein und zu versinken in einem Meer ohne Grund

„Wer weiß,
wofür es gut
war...“

allenthalben, Sinn zu stiften und Ordnung zu schaffen. Deshalb erzählen wir uns unser Leben und warum wir was wie getan haben oder tun wollen. Deshalb auch haben wir so gern am Leben anderer teil, und sei es nur aus zweiter oder dritter Hand, aus der Regenbogenpresse, dem Fernsehen, durch Klatsch und Tratsch. Im größten Unsinn und im nacktesten Wahnsinn suchen wir nach Sinn, deshalb fragen wir uns, was wohl im Kopf eines Attentäters, eines Vergewaltigers oder Terroristen vorgegangen sein mag. Dass darin womöglich nichts vorgegangen oder etwas grundsätzlich nicht nachvollziehbar sein könnte,

erscheint uns unmöglich und daher undenkbar. Grundlosigkeit wäre weit mehr als die finale Erschütterung unseres auf kausale Erklärbarkeit gegründeten Weltbildes, es wäre die Infragestellung unserer menschlichen Existenz.

Deshalb gibt es in unserem Weltverständnis für alles einen Grund, selbst für das schlimmste Unheil: „Wer weiß, wofür es gut war...“.

Erschütterungen werden dadurch erst erträglich. Nur weil wir ihnen Sinn abgewinnen, lassen sie sich handhaben. Nichts anderes be-

deutet der Begriff „Management“ („manus“ und „agere“), auch wenn seine modische Politur fortwährend mehr verheißt.

Distanz

Um die Welt und ihre Inventare handhaben zu können, bedarf es allerdings mehr als zwei gesunde Hände. Die Verschränkung von Begreifen und Begriff, also von Hand und Hirn, erwächst einer langen Evolution. Um vom Anfassen zum Begreifen und weiter zum Begriff zu kommen, müssen sich Mensch und „Welt“ als different, als „ego“ und „alter“ erkennen. Mit der Wahrnehmung dieser Differenz tritt der Mensch der Welt gegenüber, wird sie zu seinem Material. Die Bibel beschreibt dies als den Sündenfall. Er beendete das Einssein mit der Schöpfung und setzte Erkenntnis, indem sich die Dinge unterscheiden und damit nach nützlich oder unnützlich, nach „Gut“ oder „Böse“ beurteilen ließen. Seitdem hat der Mensch eine Wahl und damit die Qual, sich als endliches Wesen zwischen unendlichen Alternativen entscheiden zu müssen.

Die Erkenntnis der Differenz schließt Distanz ein. Wenn schon die Wahrnehmung des eigenen Körpers ein gewisses „Heraustreten“ bedeutet, wieviel mehr dann erst die Wahrnehmung anderer Menschen oder Dinge. Je mehr wir uns Menschen oder Dinge vom Leib halten können, desto weniger gehen sie uns nahe, im positiven wie im negativen Sinne. Inzwischen gilt in der Anthropologie das Vermögen, die Welt (vor allem alles Feindliche) auf Distanz halten zu können, als die eigentliche Voraussetzung für die Menschwerdung.

Beobachtung, Erkenntnis und Handhabung sind ohne Distanz unmöglich.



Der Sündenfall beendete das Einssein mit der Schöpfung



© Stadt Bitterfeld

Doch während die Distanzwaffe die Welt mit Gewalt vom Leibe hält, ist das Auge das Distanzorgan, das in Frieden wahrnehmen lässt. Aus sicherer Entfernung können wir uns ein Bild von den Dingen machen, sogar hinter „die Dinge“ sehen, „durchblicken“, sofern wir nur lange genug beobachten. Wir sind, wie Arnold Gehlen formulierte, bildersüchtig, weil ohne Bilder die Welt nicht vorstellbar wäre. Deshalb auch fürchten wir den Verlust des Augenlichtes, deshalb wollen wir alles mit eigenen Augen sehen. Wir sind Augenzeugen und haben ein Auge auf die Dinge.

Es mit eigenen Augen gesehen zu haben bedeutet aber nicht nur unmittelbare Authentizität, sondern vor allem Erkenntnis. Die Bildersucht ist Erkenntnissuche, zusehen bedeutet einsehen. Wer nichts sieht, sieht nicht ein. Zugleich ist zusehen die ungefährlichste Form menschlichen Erlebens: Sehen, ohne schon handeln zu müssen. Zusehend dabeisein, in sicherer Entfernung, lässt sich gedanklich das mögliche Handeln vorstellen. Daraus erwächst unser Überlebensvorteil. Wir können uns Alternativen vorstellen, ohne sie tatsächlich erproben zu müssen.

Sehr schnell hat der Mensch diesen Vorteil als Instrument dienstbar gemacht. Alle frühen Kulturen nutzten Tanz und Spiel zur Wissensvermittlung wie zum kollektiven Probedandeln. Vom Aristotelischen Theater bis Hollywood werden uns Schicksale inszeniert, an denen wir unser eigenes Leben messen können. Das Zuschauen im Theater oder Kino ist die Dienstleistung, die wir mit dem Billet erwerben: Voyeur sein und jedes Gefühl fühlen zu dürfen, ohne sozial werden und selbst handeln zu müssen. Insbesondere der Sex-Film profitiert von dieser Aufspaltung. Doch wehe, die Kluft wird zu groß! Dann entfernt sich das zu Erprobende von der Probe, wird aus dem Bild keine Erkenntnis, sondern eine Vorlage in Distanz zum wirklichen Leben.

Auch vom anderen Ende her öffnet sich zunehmend eine Kluft. Der Vorteil, sich die Welt aus sicherer Distanz vorstellen zu können, ohne sie gefährvoll erproben zu müssen, hat unser Leben insgesamt sicherer gemacht. Das Gefährliche verschwindet in Risikoanalysen, Fehlerbäumen, Vorschriften und Normen, eben in systematischer Vorsicht. Ihr fehlt der Reiz, der „thrill“, wie Michael Balint es nannte,

*Aus sicherer
Entfernung
können wir uns
ein Bild von den
Dingen machen*

Die Katastrophe ist der Beweis, dass das Leben vollkommen aus den Fugen geraten kann

Wir müssen lernen, uns von der Distanzierung distanzieren zu können

dieses adrenalinesättigte Prickeln des wirklichen Ausprobierens, nicht nur des ungefährlichen Probehandeln im Kopf auf der Couch oder im Kinosaal. U-Bahn-Surfen, Bungee-Springen, Gocha-Schießen sind dann die Ersatzfelder, auf denen man noch Mut braucht beim Probieren.

Wenn die Bilder real werden ...

Wem die Extremsportarten, der Drogenrausch, das Hardcore-Sadomaso zu riskant erscheinen, dem bleibt die Katastrophe. Sie ist der Moment, der alles vorgestellte Probehandeln ebenso Lügen straft, wie die Behauptung, dadurch Sicherheit garantieren zu können. Die Katastrophe ist der Beweis, dass das Leben vollkommen aus den Fugen geraten, uns und unsere Wahrheiten bis in die Grundfesten erschüttern kann. Wenn dies passiert, verschafft Zusehen keine Distanz. Das Erschütternde erschüttert auch den Zuschauer, selbst dann, wenn er entfernt genug ist, um unversehrt zu bleiben. Diese Art Zuschauen ist der ultimative Thrill, weil das Auge für einen Moment kein Distanzierungsorgan ist, sondern das Tor zum authentischen Miterleben von Riskiert-Sein.

Darin besteht doch das Problem der Moderne: Indem wir allen Gefahren durch vorstellendes Probehandeln entgehen können, wird aus der Bildersucht eine Bildflucht, wird das Miterleben wirklicher Gefahr zur Sehnsucht. Zugleich aber haben wir gelernt, in erster Linie mit Bildern, also mit Vorstellungen umzugehen, bis hin zum Nachbau unseres Lebens als bebilderte Inszenierung. (Manche leben ihre „Helden“ bis in Kleidung, Habitus und Stile nach - ganze Ausstattung Industrien leben davon.) Was wir tun sollen, wenn plötzlich die

Bilder real werden, wissen wir oft gar nicht mehr. So schauen dann Menschen bei Katastrophen zu, sind real erschüttert, vermögen aber gleichwohl nicht wahrzunehmen, was sie sehen - nämlich Menschen in Not, wahren Schmerz, echtes Leiden, unumkehrbares Sterben.

Das evolutionäre Distanzierungsvermögen hat uns tatsächlich auf Distanz gebracht. Mehr denn je lebt der moderne Mensch in einer Bilderwelt, bis hin zur Inszenierung ganzer Kriege als eine Art Videospiel. Auf diese Weise geht nichts mehr wirklich nahe, doch erwächst dem auch die Sehnsucht nach Nähe. Was jedoch nahe geht und erschüttert, muss im Moment der Wahrnehmung aus dem Distanzierungsmechanismus gelöst werden, damit es kein Thrill bleibt, sondern zu einem Mitfühlen wird, das dem Maß der Erschütterung entspricht. Diese Transformationsleistung haben wir nicht gelernt und sie wird nicht gelehrt. Deswegen bleiben die meisten Zuschauer bloße Gaffer, statt zu mitfühlenden und mithelfenden Mitmenschen zu werden.

Theoretisch ist die Lösung einfach. Wir müssen lernen, uns von der Distanzierung distanzieren zu können. Praktisch ist dies sehr viel schwieriger. Vielleicht hilft noch einmal die Etymologie weiter. „Scutten“ und „irscutten“, die Wurzeln von Erschütterung, finden sich auch im Kornrichter (Schütterumpf) wieder, in den man das Getreide schüttet, bis es, durchgeschüttelt, im Mahlwerk landet und zu Mehl wird. Erschütterung, so könnte man daraus folgern, taugt zu nichts, wenn sie nicht zu etwas Besserem führt, ganz so, wie Katastrophen sinnlos waren, wenn sie nicht Katharsis bewirken. An dieser Stelle lässt sich von der Sintflut lernen. Sie führte zu einem neuen Bunde und damit zur

Chance, trotz Distanzierung die Einheit mit der Schöpfung zurück gewinnen zu können. □

Quellen

Aisberg, P. (1978). Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von D. Ciaessens. Giessen: Edition Schlot (nach dem Original von 1922)

Balint, M. (1972). Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Mit einer Studie von Enid Balint. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt

Ciaessens, D. (1970). Instinkt, Psyche, Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens. Köln, Opladen: Westdt. Vlg.

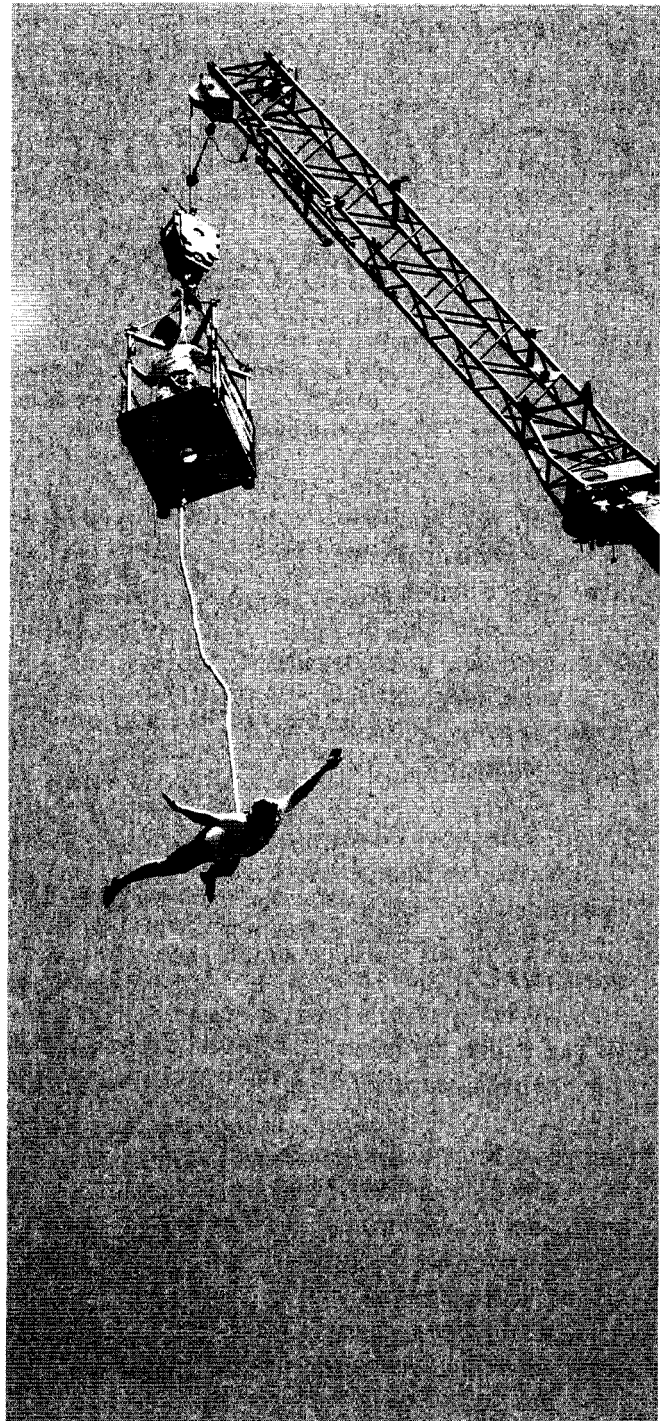
Dombrowsky, W.R. (1999). „Krisenstimmung, Katastrophenerfahrung und Angstszenerien: Wiederkehr der Apokalyptik oder Preis der Moderne?“, rhs Religionsunterricht an höheren Schulen 42. Jg., Heft 2: 95-102 (Düsseldorf: Patmos)

Dombrowsky, W.R. (1997). „Drive-by-peeping: Erfahrene Schaulust“, in: Holm, H.-J. (Hg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Passagen und Transzendenzen. Studien zur materialen Religions- und Kultursoziologie Bd. 2, hrsg. v. Michael N. Ebertz. Konstanz: Universitätsverlag (UVK), Pp. 115-140

Dombrowsky, W.R. (1997). „Zuschauer bei Katastrophen“, in: Strauß, B. (Hg.): Zuschauer. Göttingen: Hogrefe, Pp. 271-294

Gehlen, A. (1974): Der Mensch. Frankfurt/M.: Athenäum (10. Aufl.)

Latané, B./Darley, J.M. (1970). The Unresponsive Bystander: Why Doesn't He Help?, New York: Appleton-Century-Crofts



Ersatzfelder, auf denen man noch Mut braucht beim Probieren